

Karin König
Ich fühl mich so fifty-fifty

Karin König ist promovierte Erziehungswissenschaftlerin. Sie ist Mitautorin der Bücher »Merhaba ... Guten Tag« (Hans-im-Glück-Preis) und »Oya. Fremde Heimat Türkei«.

Karin König lebt als freie Publizistin in Hamburg.

Karin König

Ich fühl mich so
fifty-fifty

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell
unter www.dtv.de/lehrer
zum kostenlosen Download.

Das gesamte lieferbare Programm
von dtv junior und viele andere
Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



Originalausgabe
17. Auflage 2012
© 1991 Deutscher Taschenbuch Verlag
GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder
Gesamtherstellung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78020-9

1

»Warum habe ich solche Angsthasen wie euch nur mitgenommen? Macht sofort die Taschenlampe aus!« Wütend dreht sich Sabine zu Stefan und Jürgen um. »Wir sind auf der Flucht und nicht auf einem Pfadfinderausflug für kleine Jungs!«

»Entschuldige, aber wir dachten ...«, kommt es kaum hörbar zurück.

»Ich verstehe es einfach nicht. Sie haben euch doch schon zweimal geschnappt. Diesmal reißt ihr mich mit hinein.«

Es kommt keine Antwort, doch Sabine spürt förmlich die Angst der beiden.

Einer von ihnen stolpert. Es knackt verräterisch. Ein leichtes Aufstöhnen.

»Verdammt, mein Fuß!«

»Meine Güte. Wir sind doch gerade erst losgegangen. Wie soll das ... So ein Mist!« Sabine ist gegen einen Stacheldraht gelaufen. Vorsichtig steigen sie darüber.

»Wenigstens haben wir die richtige Richtung eingeschlagen«, denkt sie.

Abrupt endet der Waldweg. Die drei tasten sich vorwärts. Sabine knipst die Taschenlampe an, hält aber ihren Mantel schützend über den Lichtschein. Sie holt den Kompass aus ihrer Hosentasche.

»Norden, die Richtung stimmt.«

»Meinst du wirklich?«, fragt Jürgen ängstlich.

»Ja, aber ihr könnt gerne nach Süden laufen.«

»Nein«, flüstert Jürgen, »aber hier geht es doch gar nicht weiter.«

Da muss Sabine ihm Recht geben. Der Wald wird

immer unwegsamer. Stachlige Büsche versperren ihnen den Weg. Die Natur bildet eine undurchlässige Wand.

Unschlüssig bleiben die drei stehen. Ein leichter Nieselregen setzt ein. Es ist August, aber empfindlich kalt.

»Wir müssen irgendwie durch die Buschwand kommen.« Sabine spricht sich selbst Mut zu. Entschlossen geht sie weiter, ertastet Lücken.

»Wir können nur durchkriechen, uns durchzwängen. Zum Glück haben wir ja kein Gepäck dabei.«

Teilweise auf allen vieren, teilweise auf dem Bauch robbend, kämpfen sie sich durch das Gestrüpp.

Sabine kommt kurz der zynische Gedanke, dass die militärischen Übungen während ihrer Schulzeit eine glänzende Lebenshilfe waren.

Zerkratzt und erschöpft erreichen sie schließlich einen Waldweg. Sabine schaltet kurz die Taschenlampe an.

»Reifenspuren. Mein Gott, das sind die Grenzer!«

»Vielleicht ist das der Waldweg von vorhin«, flüstert Stefan.

»Wir sind bestimmt im Kreis gelaufen. Kommt, wir hauen ab«, sagt Jürgen mit zitternder Stimme.

»Wie ihr wollt. Ich suche den zweiten Stacheldrahtzaun.« Sabine versucht ihrer Stimme Festigkeit zu geben. Bedrückt laufen die drei den Waldweg entlang.

»Dahinten ist ein Lichtschein, das sind sicher Grenzsoldaten.«

»Aber welche? Österreichische oder ungarische?«

»Vielleicht sind es auch Flüchtlinge, so wie wir?«

»Wir könnten ja ein Lichtzeichen geben«, überlegt Jürgen.

»Du hast zu viel Westfernsehen geguckt.« Sabines

Lebensgeister erwachen. Sie ist sich ganz sicher, vor ihr befindet sich der zweite Grenzzaun, genauso wie man ihn ihr beschrieben hat. Allerdings mit einem Unterschied. Er ist haushoch. Ihr schießen die Tränen in die Augen. Sie fühlt sich unendlich allein. Erschöpft lehnt sie sich mit dem Rücken gegen den Stacheldraht.

Es knackt hinter ihr. Sie spürt, wie der Draht unter dem Druck ihres Körpers nachgibt.

»Mensch, der Draht ist ja brüchig! Den können wir auseinander biegen.«

»Schrei doch nicht so, willst du, dass dir die Grenzer dabei helfen?«, fährt Jürgen Sabine an.

Problemlos brechen sie ein großes Loch in den Stacheldraht und klettern hindurch.

»So einen vergammelten Zaun gibt es bei uns nicht.«

In Stefans Stimme klingt fast so etwas wie Stolz.

»Was heißt hier bei *uns*?«, fragt Sabine spitz.

Alle drei lachen. »Bei uns!« Wo war das? Vielleicht würde das bald die Bundesrepublik sein, falls sie nicht doch noch geschnappt würden.

»Aber die Ungarn liefern ja nicht an die DDR aus«, denkt Sabine laut, eigentlich mehr, um sich selbst zu trösten. Dabei fällt ihr ein, dass Jürgen und Stefan diese Erfahrung schon zweimal gemacht haben.

»Also noch mal lass ich mich nicht schnappen«, sagt Jürgen mit Bestimmtheit.

»Kannste denen ja dann erzählen«, kommt es spöttisch von Stefan zurück.

»Vielleicht liefern sie euch gleich in die Klappe ein, bei so viel Blödheit.« Sabine meint es eigentlich gar nicht so böse, aber sie ist zu erschöpft um noch freundlich zu bleiben.

Stefan und Jürgen entgegnen nichts. Sie merken, wie fertig Sabine ist. Eine Zeit lang schweigen alle drei.

Mittlerweile hat der Nieselregen nachgelassen. Sterne zeigen sich am Himmel. »Es hat keinen Sinn weiterzugehen«, sagt Sabine verzweifelt. »Vielleicht laufen wir im Kreis herum. Wir müssen warten, bis es hell wird. Kommt, da vorne ist ein Hochstand, da wird uns so schnell keiner finden.«

Sabine klettert die Leiter zum Hochstand hinauf. Jürgen und Stefan folgen ihr schweigend.

Oben angekommen setzt sie sich erschöpft auf den Boden, eine Holzwand dient als Lehne. Mithilfe des Lichtscheins ihrer Taschenlampe guckt sie auf ihre Armbanduhr. »Drei Uhr.«

»Vier Stunden sind wir schon unterwegs«, stellt Stefan fest und verteilt Kekse. »Die sind noch vom Intershop.*«

Alle drei lachen leise vor sich hin.

»Intershop«, sagt Sabine versonnen, »bei uns zu Hause in Leipzig ist gleich einer um die Ecke. Da gibt es so herrliche Vollmilchschokolade, gefüllt mit Marzipan, und erst die Joguretten. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen.«

»Bei uns in Schwerin der ist richtig mickrig, aber die Intershops in Berlin, so was habt ihr noch nie in eurem Leben gesehen. Es gibt dort alles. Da kaufen sogar die Bundis ein, na, und das will schon was heißen.« Stefan gerät richtig in Fahrt. »Stell dir vor, Bine, da verkaufen sie Taschenrechner, die sind so klein wie eine Streichholzschachtel.«

* Intershops waren Geschäfte, in denen man gegen westliche Währung Waren aus dem Westen kaufen konnte.

»Kannst ja jetzt alles live haben, im Westen«, entgegnet Sabine.

»Bloß hab ich kein Geld. Fünfundzwanzig Mark Ost, damit komme ich nicht weit. Ob man drüben wohl Arbeit bekommt? Es soll ja schwer geworden sein, bei so vielen Flüchtlingen aus dem Osten.« Stefan schweigt bedrückt.

»Kannst ja zurückgehen, Soldat werden an der Grenze«, fährt Jürgen ihn an. »War es nicht so? Sind wir nicht abgehauen, weil wir nicht zur Armee wollten? Aber bitte, vielleicht hast du dann bald das Geld für einen Taschenrechner zusammen. Vielleicht bekommst du ja an der Grenze Gefahrentulage.« Jürgens Stimme überschlägt sich fast.

»Du hast ja Recht«, räumt Stefan ein, »reg dich wieder ab. So hab ich's doch gar nicht gemeint. Westkohle habe ich ja noch nie gehabt. Keine Verwandten im Westen, keine Beziehungen, nichts.«

Sabine hört nur mit halbem Ohr hin, zu oft hat sie solche Gespräche schon geführt. Jetzt, wo sie ruhig dasitzt, spürt sie ihre Erschöpfung. Ihre Hände sind zerschrammt, ihr rechter Knöchel schmerzt. Sie muss wohl umgeknickt sein. Die ganze Situation kommt ihr absurd vor.

›Was mache ich hier eigentlich‹, denkt sie, ›warum sitze ich nicht gemütlich zu Hause in meinem Zimmer in Leipzig, sondern hocke frierend auf einem Jägerhochstand an der ungarisch-österreichischen Grenze? Was erzähle ich denen drüben, warum ich in den Westen geflüchtet bin? Doch was ist eigentlich *drüben*? Ost oder West?‹ grübelt sie. ›Im Grunde wollte ich ja nie weg. Vor allem jetzt nicht, wo alle gehen.«

Sabine ist plötzlich hellwach. Wie gerne hätte sie sich als Einzelkämpferin gesehen, immer mutig ihre

Meinung in der Schule vertretend. Bewundert von allen Klassenkameraden, von den Lehrern gefürchtet.

»Kein einziges Mal habe ich mich so verhalten«, gesteht sich Sabine ein. Sie will sich nicht mehr selbst betrügen, jetzt nicht mehr. »Trotzdem«, denkt sie und ballt die Fäuste in ihrer Hosentasche, »trotzdem wäre ich in der DDR geblieben, wenn ...« Tränen schießen ihr in die Augen. »Wenn die Geschichte mit Mario und Mutti nicht gewesen wäre.«

Ihre Gedanken schweifen weit zurück.

Sie ist wieder in Leipzig. Der Kalender rückt sechs Monate zurück. Sabine erinnert sich.

2

»Vergiss nicht den Leipzig-Bildband einzustecken. Tante Gerda wird sich darüber freuen. Vielleicht bekommt sie dann doch mal Lust uns zu besuchen.«

Lachend wirft Sabine ihrem Bruder Mario das bunt verpackte Buch zu.

Sabines Mutter kommt hinzu. Zärtlich streicht sie ihrem Sohn über die Haare. »Freust du dich?«

Mario ist die Liebkosung seiner Mutter im Beisein seiner spöttisch grinsenden Schwester unangenehm.

»Natürlich«, brummelt er vor sich hin, »natürlich freue ich mich, aber auf Hamburg, nicht auf Tante Gerda.« Ihre stets etwas beleidigt klingende Stimme nachahmend: »Also weißt du, Mario, in die Ostzone fahre ich nicht, da musst du schon kommen.«

So redete sie jedes Mal am Telefon. Tante Gerda ist die Frau von Onkel Franz, dem Bruder von Sabines Vater. Onkel Franz ist vor ein paar Jahren gestorben. Da Mario das Patenkind von Tante Gerda ist, hat sie ihn zu ihrem sechzigsten Geburtstag nach Hamburg eingeladen. Für Mario ist der Geburtstag die erste Gelegenheit ein Besuchervisum für die Bundesrepublik zu beantragen.

Keiner hat damit gerechnet, dass Mario eine Reiseerlaubnis erhalten würde. Doch es klappte. Für sieben Tage darf er die DDR in Richtung Hamburg verlassen. Ein wenig neidisch blickt Sabine auf ihren Bruder. So sehr sie ihm die Reise gönnt – wie gerne wäre sie mitgefahren. »Einmal in den Westen reisen«, seufzt sie. »Nur mal gucken, mehr nicht. Wieso ist das nicht möglich?«

»Frag doch morgen deine Stabü*-Lehrerin. Sie weiß sicher die richtige Antwort«, entgegnet Mario und klappt mit Schwung seinen Koffer zu.

»Ich bin ja nicht lebensmüde! Als ob du jemals solche Fragen in der Schule gestellt hättest.« Sabine ist sauer. Immer wieder tut Mario so, als ob sie eine Duckmäuserin sei. Er hat gut reden, schließlich liegt die Schule hinter ihm. Sie aber muss das Abitur noch bestehen. Na ja, die paar Monate werden auch noch vorbeigehen. Da wird sie sich nicht noch kurz vor dem Ziel unvorsichtig verhalten. In diese Gedanken hinein sagt ihr Vater: »Kommt, wir müssen los, der Zug wartet nicht.«

Am Bahnhof angelangt, suchen sie den Fahrkartenschalter »Ausland«. »Da fährt mein Bruderherz ins Ausland, in die Bundesrepublik«, spöttelt Sabine und zwickt ihren Bruder in den Arm.

Mario grinst sie an.

Am Schalter »Ausland« ist reger Betrieb.

»Eine Fahrkarte nach Hamburg«, verlangt Mario, als er endlich an der Reihe ist.

»Bitte?«, kommt es erstaunt zurück.

Leicht genervt wiederholt Mario sein Anliegen.

»Na, da möchte ich doch mal Ihren Reisepass sehen«, erwidert die Fahrkartenverkäuferin. »Oder holen Sie die Fahrkarte für Ihre Oma ab? Dann sage ich Ihnen gleich, ohne Reisepass bekommen Sie hier gar nichts.«

Ohne zu antworten legt Mario seinen Pass vor. Er musste ihn für die Reise nach Hamburg eigens

* Staatsbürgerkunde war ein Unterrichtsfach ab der siebten Klasse, in dem politische Vorgänge sowie der Marxismus sehr einseitig vermittelt wurden.

beantragen. Sein Personalausweis wurde für diese Zeit einbehalten. Nach Beendigung der Reise bekommt er seinen Personalausweis zurück, gleichzeitig muss aber der Reisepass wieder abgegeben werden.

Die Wartenden um ihn herum schauen neugierig zu. Schweigend wird der Pass kontrolliert, schweigend erhält Mario die Fahrkarte. Auch während des Bezahlens fällt kein überflüssiges Wort.

»Von Freundlichkeit hat die auch noch nie etwas gehört«, sagt Mario, als sie vom Fahrkartenschalter weggehen.

»Ärgere dich bloß nicht. Die hat doch ihre Anweisungen«, versucht Sabine zu beschwichtigen. »Komm, wir müssen zu Gleis 7. Dort warten auch die Eltern.«

»Wieso kann man bei uns ohne Reisepass keine Fahrkarte nach Hamburg kaufen?«

»Jetzt mach doch bloß nicht aus einer Mücke einen Elefanten, vor allem nicht vor den Eltern. Freu dich, dass du fahren darfst. Du bist schließlich der Erste in der Familie Dehnert.«

»Darf, darf, höre ich da nur. Na, wenn Mutti jetzt Frührentnerin wird, darf sie ja auch.« Marios Stimme klingt wieder entspannter.

Auf Gleis 7 ist es rappellvoll. Auffallend ist, dass fast ausschließlich ältere Menschen den Zug besteigen. Kein Wunder, denn DDR-Bürger, die noch nicht im Rentenalter sind, erhalten nur in Ausnahmefällen eine Reiseerlaubnis in die Bundesrepublik.

»Der Mumienexpress«, lacht Sabines Vater, »es stimmt wirklich.«

Inzwischen ist Mario in den Zug eingestiegen und winkt aus seinem Abteifenster. »Also, Leute, macht es gut«, und zu Sabine gewandt, »entschuldige, dass

ich dich immer ein wenig auf den Arm nehme, aber du bist mich ja jetzt los.«

»Na, die mickrigen sieben Tage, da werde ich noch keine Entzugserscheinungen bekommen«, antwortet Sabine lachend.

»Mario, sieben Tage und keine Minute länger!« Erschrocken hält sich die Mutter die Hand vor den Mund.

»Es hat dich schon keiner gehört.« Sabine legt beruhigend den Arm um sie.

»Sieben Tage, sieben Jahre, wo ist da der Unterschied?« Ein wenig großspurig wirkt Mario, als er das sagt. Der Zug setzt sich in Bewegung.

»Also, bis bald, irgendwo.« Mario winkt und wirft ihnen eine angedeutete Kusshand zu.

»So ein Angeber.« Sabine dreht sich um und wischt sich verstohlen die Tränen aus den Augen.

3

Das Telefon klingelt. Sabine hebt ab.

»Hat Mario geschrieben?«, hört sie ihre Mutter atemlos fragen.

»Nein, ich hätte dich doch sonst bei der Arbeit angerufen. Reg dich bloß nicht auf. Mario wird schon nicht entführt worden sein. Wahrscheinlich will er sich mal in Ruhe den Westen angucken, ohne Tante Gerda.« Sabine versucht ihrer Stimme einen zuversichtlichen Klang zu geben.

»Aber Tante Gerda hat doch gesagt, dass sie Mario nach sieben Tagen in den Zug gesetzt hat, nach Leipzig.«

»Mutti, sie hat ihn an den Bahnhof gebracht, nicht an den Zug. Tante Gerda musste doch zum Arzt. Da wird Mario erst gar nicht in den Zug nach Leipzig eingestiegen sein.« Sabine wird ungeduldig, wie oft hat sie gemeinsam mit ihrem Vater versucht ihre Mutter zu beruhigen.

»Aber er hat doch kein Geld«, die Stimme der Mutter klingt brüchig.

»Aber Mutti, er hat schließlich drüben Begrüßungsgeld bekommen. Tante Gerda wird ihm auch etwas zugesteckt haben.«

»Weißt du, Sabine, manchmal denke ich, Tante Gerda sagt uns nicht die Wahrheit. Sie weiß, wo Mario steckt, und verschweigt es uns.«

»Aber warum?«

»Weil sie keine Scherereien haben will oder ...«

»Oder«, fällt ihr Sabine erregt ins Wort, »weil Mario es nicht will!«

»Ja, vielleicht hast du Recht«, die Stimme der Mutter ist kaum noch zu hören.

Es klickt in der Leitung. Frau Dehnert hat aufgelegt.

»Mistkerl, wenn du vor mir stehen würdest, du bekämst von mir eine geschossen, mein lieber Bruder. Da könntest du Gift drauf nehmen«, schreit Sabine in die tote Leitung. »Deine Cabinet-Zigaretten hast du ja nicht mehr nötig, kannst dir jetzt mit den feinen Westzigaretten die Lunge voll pumpen.«

Wütend schmeißt sie die auf der Kommode liegende angebrochene Zigarettenpackung ihres Bruders in den Papierkorb. Sabine spürt, wie ihr die Tränen kommen, nicht aus Wut, sondern aus Trauer und Verzweiflung.

Der Weggang ihres Bruders hat ihrem Leben eine radikale Wendung gegeben. Dass es ein endgültiger Weggang ist, ist allen klar, auch der Mutter.

»Mit welchen Argumenten könnte er nach vier Wochen an der Grenze stehen und zurückwollen? Mario weiß das alles ganz genau. Aber, wenn ihm vielleicht doch etwas passiert ist? Ein Unfall? Vielleicht ist er überfallen worden, in schlechte Gesellschaft geraten, unter Drogen gesetzt worden? Hamburg ist so eine große Stadt, da kann einer doch leicht untergehen. Auf Tante Gerda ist kein Verlass, die kümmert sich nur um sich selbst.

Es fing schon damit an, dass Mario nur einmal aus Hamburg angerufen hat. Gut, er mag das Bemuttern nicht, aber bei so einer außergewöhnlichen Reise. Merkwürdig war auch, dass Tante Gerda ihn auf einmal eingeladen hat. Selten hat sie sich seit dem Tod ihres Mannes gemeldet.

Das obligate Weihnachtspäckchen für die »Armen in der Zone«, lieblos verpackt von einem Supermarkt, war eigentlich alles, was an sie erinnerte. Mario war zwar ihr Patenkind, aber gespürt hat er

davon wenig. Dann kam aus heiterem Himmel diese Einladung. Ob Mario das alles selbst in die Wege geleitet hat? Vielleicht hat er ja Tante Gerda gebeten ihn einzuladen und beteuert, dass er ihr nicht auf der Tasche liegen wird? Ob er da schon geplant hat ganz im Westen zu bleiben?«

Sabine schrickt aus ihren Gedanken auf: Es klingelt an der Wohnungstür, gleichzeitig wird sie aufgeschlossen. Herr Dehnert kommt nach Hause.

»Na, was von Mario gehört?«, fragt er und wirkt unendlich müde.

»Nein.« Sabine streichelt ihrem Vater tröstend über den Arm. Über Nacht ist er alt geworden, so kommt es Sabine jedenfalls vor. Oder hat sie früher nicht so darauf geachtet? Gestern wollte sie ihren Vater vom Volksbuchladen, wo er arbeitet, abholen. Sie wollte ihm damit eine Freude bereiten. Aber sie kam mal wieder zu spät. Von Ferne konnte sie ihren Vater gerade noch erkennen.

Langsam und gebeugt ging er die Katharinenstraße entlang. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, den Blick auf den Boden geheftet. So, als ob er von keinem gesehen oder gar angesprochen werden wollte. Dabei hatte es sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, dass Mario von einer Westreise nicht mehr zurückgekommen war. »Er hat rübergemacht«, so die einhellige Meinung aller.

Sabine wird aus ihren Gedanken gerissen, als sie ihren Vater in der Küche mit dem Geschirr klappern hört.

»Du bist ein richtiger Hausmann geworden, komm, ich trockne ab.« Sabine nimmt ein Küchentuch. »Weißt du, Vati, das mit dem Hausmann ist ein Kompliment.«

»Na, wo Mario nicht da ist«, brummt der Vater.

»Also, im Haushalt hat er sich wirklich nicht überarbeitet.« Sabine trocknet das Besteck ab.

»Wie läuft es denn in der Schule?«

»Ach, es geht«, antwortet Sabine gedehnt und wienert die Messer wie eine Weltmeisterin.

»Wissen deine Lehrer schon Bescheid?«

»Mhm, bestimmt.«

»Und ... Wie haben sie darauf reagiert?« Herr Dehnert guckt nicht hoch, auch für ihn scheint der Abwasch absolut spannend zu sein.

»Kannst du dir ja denken. Frau Müller hat mich ironisch gefragt, ob der Rest der Familie schon einen Ausreiseantrag gestellt hat. Sie will mit euch reden.«

»Das dachte ich mir.« Bitter lacht Herr Dehnert auf.

»Hoffentlich lassen sie mich das Abi machen. Als der Vater von Ulrike aus meiner Klasse im Westen blieb, ist sie von den Lehrern schikaniert worden. Schließlich waren sie und ihre Mutter es leid und haben einen Ausreiseantrag gestellt.«

»Kind, beruhige dich. Ich werde der Schulleitung erklären, dass es Marios Entscheidung war im Westen zu bleiben. Wir haben nichts davon gewusst.«

Die Wohnungstür wird aufgeschlossen.

»Mutti ist da«, rufen beide gleichzeitig, fast erleichtert.

Frau Dehnert kommt in die Küche, auch sie wirkt müde und abgekämpft. Sie stellt ihre Einkaufstasche auf den Stuhl.

»Manchmal habe ich das Gefühl, in meinem Leben nichts anderes zu tun als in Geschäften Schlange zu stehen.«

Sabines Mutter ist der tägliche Einkaufskampf ein Gräuelp. Vor allem dann, wenn sie nach Hause kommt

und in die enttäuschten Gesichter sieht, wenn mal wieder nichts Gescheites an Obst oder Gemüse zu ergattern war.

»Na, gibt es etwas Neues?« Frau Dehnert versucht dabei ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen.

»Nein«, antwortet ihr Mann leise.

»Was gibt es denn zum Abendessen?«, ruft Sabine, so, als ob sie die Frage nicht gehört hätte.

»Mutti, willst du noch etwas essen?«

»Nein, nein, iss du nur«, antwortet Frau Dehnert ganz in Gedanken. »So geht das nicht weiter. Diese Warterei macht mich verrückt. Ich weiß wirklich nicht, woher ihr die Ruhe nehmt gemütlich zu Abend zu essen. Ich finde diese Ungewissheit unerträglich. So etwas hat Mario doch noch nie gemacht.« Frau Dehnert gestikuliert so heftig, dass sie fast ihr Glas umwirft. »Er ist ja schon öfters Knall auf Fall verschwunden, damals nach Prag oder im letzten Sommer nach Bulgarien. Aber sobald er konnte, hat er sich doch bei uns gemeldet.«

Sabine und ihr Vater tauschen Blicke.

»Ich versteh das nicht. Wie oft haben wir gerade in den letzten Wochen gemeinsam diskutiert, ob wir auch einen Ausreiseantrag stellen sollen. Wir sind doch immer wieder zu dem Ergebnis gekommen, wir bleiben. Auch Mario dachte so, obwohl er am heftigsten auf die DDR geschimpft hat.«

»Christa, quäl dich doch nicht so.« Besorgt schaut Herr Dehnert seine Frau an.

»Ach, lass mich. Ihr dachtet doch immer, dass ich wegwill. Es stimmt ja auch. Wie gerne würde ich in den Süden reisen, dorthin, wo es warm ist, der Oleander blüht und die Orangen wachsen. Ich möchte nur einmal das Mittelmeer sehen, Italien, Spanien, Griechenland.«

»Ich auch«, stimmt ihr Sabine zu.

»Danach würde ich sofort wieder zurückkommen. Wieso traut mein Staat mir diese Entscheidung nicht